

NEWSLETTER – GEDENKSTÄTTE BAUTZNER STRASSE. September 2021

Ausschnitt

## #DIE MAUER. GESCHICHTE – TRAUMA – SYMBOL

### „Messer der Geschichte“ – „Endmoräne des zweiten Weltkriegs“ Mauerbilder in deutsch-deutscher Literatur. Vorgeschichten (Teil I)

*„Sie war so wenig faßbar wie die anderen Erfindungen des Terrors unseres Jahrhunderts [...] Sie war so unbegreiflich, dass sie sofort mit ihrem Entstehen zum Symbol wurde, zum Symbol für Ein- und Ausgesperrtsein oder [...] für Trennung. Die Funktion der Mauer war, die Realität zu trennen; sie selbst bekam erst Realität als die Trennung aufgehoben wurde.“*  
*Bernd Wagner: Die Wut im Koffer.  
Kalamazonische Reden: Mauer (1991)*

Ebenso wenig wie man Bau und Existenz der Berliner Mauer ohne deren Vorgeschichte versteht, ebenso wenig begann die literarische Existenz der „Mauer“ voraussetzungslos. Der Ton, die Sprachbilder und Empfindungen, Haltungen und Deutungen im Umgang mit dem „Monstrum“ zwischen West- und Ostberlin sind nicht nur je nach Autor individuell durch dessen Biografie, dem künstlerischen Werdegang oder bestimmten ästhetischen Vorlieben geprägt. Die Geschichte der deutschen Literatur nach 1945 insgesamt sowie die des literarischen Feldes (Autoren, Verlage, Zeitschriften, Bücher) in beiden deutschen Staaten gehören ebenfalls dazu. Diesen Problemhorizont, in dem gewöhnlich nur Spezialisten zuhause sind, für unsere Leser in Umrissen zu skizzieren, ist Aufgabe und Anspruch dieses ersten Teils einer „Literaturgeschichte der Mauer“ – Teil II folgt im Oktober.

## Nachkriegsverhältnisse

In Forschung, Publizistik und Literatur existieren – bezogen auf die DDR – Vorstellungen einer „Staatsgründung auf Raten“, einer „zweiten Staatsgründung“ am 17. Juni 1953 (den andere als Anfang des langen Endes der DDR verstanden) oder einer endgültigen Staatsgründung nach dem Mauerbau ab 1961. „Die DDR als Staat und Zwangsvorstellung wurde erst mit dem Bau der Mauer geboren, und sie war in dem Moment gestorben, als Schabowski deren Öffnung ankündigte“, urteilte zum 30. Jahrestag des Mauerbaus der 1985 nach West-Berlin ausgebürgerte Autor Bernd Wagner, der 2019 übrigens als Dresdner „Stadtschreiber“ fungierte.

An solchen Einschätzungen ist, bei allen Unterschieden der Betrachtungsperspektive, richtig, dass die politische Geschichte des sozialistischen deutschen Staates aufs Engste mit dessen Literatur- und Kunstgeschichte sowie dem Schicksal von Künstlern, Autoren und Intellektuellen verschränkt, wenn nicht gar verstrickt war. Schaut man genauer hin, so offenbart sich jedoch, dass das auch für die Kulturgeschichte des westlichen Teilstaates, also für die alte Bundesrepublik, gilt. Denn auch dort starrte man, mal mehr, mal weniger genau „nach Osten“ auf „Mauer und Stacheldraht“, auf „Grenze“ und „Zone“ und die „Brüder und Schwestern“ dort „drüben“, jenseits des „Eisernen Vorhangs“. Dies zumal, als schon ab 1945 zehntausende Ostdeutsche westwärts geflohen oder übergesiedelt waren

(was manche „Westler“ als „menschliche Sturmflut“ erlebten). Dazu existierten zahlreiche Verwandtschafts- und Freundschaftsbeziehungen zwischen beiden deutschen Staaten. Wichtig in unserem Zusammenhang ist außerdem, dass nicht wenige Autoren ein neues Leben „im Westen“ begonnen hatten, nachdem man weiter östlich versucht hatte, sie zum Schweigen zu bringen, sie gar verfolgte, denunzierte und eingesperrte hatte. Von den Dagebliebenen handelt das beeindruckende Buch von Jürgen Serke: „Zuhause im Exil. Dichter, die eigenmächtig blieben in der DDR.“

Derartige Vorgeschichten und Kontexte muss man etwas in Ansätzen kennen, um zu verstehen, mit welchen Bildern, Begriffen und Deutungen Schriftsteller und Intellektuelle versucht haben, das reale Phänomen wie das imaginäre Phantom „Mauer“ in Sprache zu fassen, damit aber erst zu begreifen oder gar erträglich zu machen.

Das Schreiben über die Mauer fand in einer deutsch-deutschen Literaturlandschaft statt, die nach 1945 – über alle gedachten und faktischen Grenzen hinweg – aufeinander bezogen war und blieb... in Freundschaft und Feindschaft, Interesse und Ignoranz, Neugier und Neid. Literaten und Journalisten schrieben im Kontext der sich zuspitzenden von Blockkonfrontation, Systemkonkurrenz und dem Kalten Krieg geprägten Zeit – sowie, ab „August 61“, mit Blick auf dessen heiße Grenze mitten in Berlin.

### **Zwei „Neue Deutschlands“ nach dem Ende eines „dritten“ Reiches**

Für viele Bildungsbürger und Intellektuelle in „Ost und West“ war die endgültige, weitgehend totale Abschottung der DDR durch den Mauerbau und damit die Trennung zweier geistiger deutscher Welten besonders schmerzhaft. Denn nach dem Desaster des Zweiten Weltkriegs, der deutschen Niederlage, der Besatzungszeit, nach Flucht und Vertreibung in ganz Europa hatten Künstler und Schriftsteller gerade auf die „deutsche Kultur“, auf Sprache und Literatur, als das imaginäre, einigende Band „aller Deutschen“ jenseits der realen politischen, ökonomischen und kulturellen Grenzen gesetzt. Der unumgängliche geistige Neuanfang nach „Faschismus“ und Völkermord aber sah im Westen und Osten recht anders aus. Die einen erhofften sich Zukunft von einer „deutschen, sozialistischen Nationalkultur“, deren erstes Leuchten man in der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) und frühen DDR zu erblicken glaubte. Sie blieben folglich in Ostdeutschland oder gingen dorthin, um ihre Rolle als „Erzieher des Volkes“, „Propheten“ einer neuen Zeit und „Garanten“ einer geistigen Gesundung aller Deutschen zu spielen. Die Mehrheit der Autoren ließ sich also auf das „Neue Deutschland“ im Osten ein. „Antifaschismus“ und „Antikapitalismus“ wurden zum ideellen Fundament der erhofften neuen Gesellschaft erklärt (und wortreich be- wie erdichtet), für die die schreibende Zunft Geburtshelfer sein wollte. Den Partei-Oberen wie den Kulturfunktionären galt unbestritten, dass Geist und Macht, Kultur und Politik, Literatur und Ökonomie zusammenfinden und zum Wohl der DDR zusammenklingen mussten.

Das freiwillige Engagement der Literaten spielte den politisch Mächtigen in die Hände, die jedoch von Anbeginn an all diejenigen „Geistesarbeiter“ (also auch Wissenschaftler, Pädagogen und Journalisten) rigoros domestizierten oder gar brutal verfolgten, die nicht „auf Kurs“ waren und allzu kritische Töne angesichts der „neuen Zeit“ angestimmt hatten. Diesen blieben Flucht, Übersiedlung, „Innere Emigration“, Verstummen oder Verzweifeln, Krankheit oder gar Suizid als Auswege. Die ganze Wahrheit über diese stockdunkle Seite der DDR-Literaturgeschichte wurde allerdings erst nach 1989 und mit der Öffnung der Archive deutlich, etwa im Buch von Ines Geipel und Joachim Walther mit dem sprechenden Titel „Gespernte Ablage“.

Für viele politisch eher links und liberal gestimmte „Geistesarbeiter“ der Westzonen bzw. der jungen Bundesrepublik blieb bis Mitte der 1960er Jahre charakteristisch, dass diese zu „Trizonesien“ und zu ihrem neuen Staat eher Distanz hielten. Das galt vor allem für diejenigen, die aus Lagern und Exil

zurückgekehrt waren und in Westdeutschland eine „Restauration“ oder gar die Rückkehr allzu vieler „alter Nazis“ in wichtige Schaltstellen von Politik und Kultur befürchteten (und bisweilen auch erlebten).

Angesichts der politischen und mentalitären Verhärtungen in SBZ und früher DDR, von denen man nach und nach immer mehr erfuhr – die im west-östlichen Propagandakrieg jedoch immer auch verfälscht und zugespitzt wurden – offenbarte sich das östliche andere Deutschland nicht als wahre Alternative zum „alten Deutschland“ vor 1945. Folglich suchte man nach einem „dritten Weg“ oder stellte sich Deutschland und dessen Kultur als „Brücke“ zwischen „freier Welt“ und Diktatur, Kapitalismus und Sozialismus, inmitten der Einflusssphären der USA und der Sowjetunion vor. Auch „Europa“ wurde zur Chiffre einer versöhnten Völkergemeinschaft, zur Utopie des Endes alter Feindschaften zwischen Deutschland und dem „Rest der Welt“ sowie zur Antwort auf zunehmende Distanzen zwischen den Nationen der Anti-Hitler-Koalition von einst. Bedauerlich nur, dass sich die Mehrheit der Menschen (und der politischen Eliten) im Westen zunehmend mit sich selbst und ihrer Zukunft befassten. Der Abstand nach Osten wuchs, die Gräben zwischen den politischen Weltlagern wurden tiefer und eine innerdeutsche Entfremdung (bis hin zur platten Unkenntnis „des anderen“) war unübersehbar spürbar. Dagegen anzuschreiben, gestaltete sich immer schwieriger, das Bewusstsein einer gemeinsamen deutschen Kultur schwand und die Idee der Verantwortung der Deutschen für eine gemeinsame Zukunft aller Europäer verblasste.

Zugleich aber wurde die „Drehscheibe Berlin“ und das einzige, existierende Schlupfloch der innerdeutschen Grenze mit immer größeren, unrealistischen Hoffnungen und Sehnsüchten überfrachtet.

Dann kam der 13. August 1961, der „antifaschistische Schutzwall“ (SED-Jargon), die „Gefängnismauer“ (westliche Einschätzung), über die Walter Ulbricht in einer Fernsehansprache Folgendes zu sagen hatte:

„Rauschgiftsüchtige werden bekanntlich in ihrem eigenen Interesse und zu ihrer Gesundheit vom Rauschgift isoliert. Ebenso haben wir manche vom Frontstadtumpf benebelten Bürger unserer Republik in ihrem eigenen Interesse und zu ihrer Gesundheit von diesem Sumpf Westberlin getrennt. Und ich bin der Überzeugung, daß bei der Mehrzahl von ihnen die Krankheit noch heilbar sein wird. In der sauberen Luft der DDR werden sie zur Vernunft kommen [...]. Wir haben also mit dem Gesundheitsgürtel [sic!] um Westberlin unsere Atmosphäre geschützt und gereinigt.“

Dieser Propaganda-Jargon klingt wie schlechte Literatur, auf die jedoch auch manch guter Schriftsteller spontan positiv reagierte, so etwa Stephan Hermlin, der am 17. August 1961 auf ein Protestschreiben der Autoren Wolf Dietrich Schnurre und Günter Grass antwortete. Seine Regierung, also die der DDR, sei seiner „Zustimmung sicher [...] Das Unrecht vom 13. August? Von welchem Unrecht sprechen Sie?“ Wir werden uns weiter mit dem „Unrecht“ befassen und der Mauer literarisch auf der Spur bleiben – im Oktober, in der nächsten Folge unserer Reihe zu einem bis heute unvergessenen Bauwerk.

Justus H. Ulbricht

\*\*\*\*\*

Herzliche Grüße

Ihr Gedenkstätten-Team

PS: Gern können Sie die E-Mail an Interessierte weiterleiten.

Falls Sie unseren Newsletter nicht mehr erhalten wollen, schreiben Sie uns bitte eine E-Mail. Wir werden dann Ihre E-Mail-Adresse im Verteiler löschen.

Die Arbeit des Trägervereins der Gedenkstätte Bautzner Straße wird mitfinanziert durch die Stiftung Sächsische Gedenkstätten aus Steuermitteln auf der Grundlage des von den Abgeordneten des Sächsischen Landtags beschlossenen Haushalts sowie durch die Kulturförderung der Landeshauptstadt Dresden.



Die Arbeit des Trägervereins der Gedenkstätte Bautzner Straße wird mitfinanziert durch die Stiftung Sächsische Gedenkstätten aus Steuermitteln auf der Grundlage des von den Abgeordneten des Sächsischen Landtags beschlossenen Haushalts sowie durch die Kulturförderung der Landeshauptstadt Dresden.